

Australische Reisebriefe, IV.

Von Professor H. Dexler.

Brisbane.

Die sehnlich erwartete Inangriffnahme meines eigentlichen Planes war mir bei meiner Ankunft in Brisbane nicht sogleich möglich. Durch eine ungünstige Verquickung verschiedener Umstände waren alle jene Persönlichkeiten, in deren Händen die Realisierung meiner Absichten lag, vorläufig nicht zu haben. Der Fischereiinspektor Mr. Stevens war kurz zuvor nach Norden gereist. Der kaiserlich deutsche Konsul, Herr v. Ploennies, war auf einer Inlandtour begriffen und vor 14 Tagen nicht zu erwarten. Der Assistent des Fischereiinspektors war eben aus London angekommen und kannte die Queensländer Verhältnisse nicht, und der Chef des betreffenden Departements, der Hafenmeister Captain Amond, war nach Europa beurlaubt worden. Verlässliche Information war mir also zur Zeit unerreichbar. Ich hatte zwar durch den Hotelbesitzer Herrn Petermann schon nach wenigen Tagen mit verschiedenen Persönlichkeiten Bekanntschaften angeknüpft, um Erkundigungen über den Dugongfang einzuziehen, ohne aber zu irgend einem Resultate zu gelangen. Viele wussten eine Menge von dem interessanten Tiere, seinem heilsamen Fett, schmackhaften Fleisch, dem schönen Elfenbein und der nützlichen Haut zu erzählen; jeder schätzte den Dugong als ein „most valuable thing“. Genaueres wusste mir aber niemand anzugeben. Für die meisten war er eine „wonderful creature“, von der sie schon gehört, die sie aber nie gesehen hätten; andere behaupteten, dass es überhaupt keine Dugongs hier gäbe. Obwohl ich durchaus nicht geneigt war, aus dem allgemeinen Gerede von Laien engere Schlüsse zu ziehen, so entnahm ich ihm doch schon damals, dass der Fang dieser Tiere sicher nicht allzu häufig betrieben wurde. Eine gewisse Enttäuschung überfiel mich erst nach den Mitteilungen des früheren niederländischen Konsuls Herrn Heussler, dass eine vor wenigen Jahren zum Zwecke des Dugongfanges gegründete Aktiengesellschaft wegen zu geringer Ausbeute zugrunde gegangen wäre. Als einzige Reliquie damaliger besserer Zeiten über-

JUN 6 - 1910

gab er mir einen Stosszahn einer Seekuh, somit den ersten, wenn auch geringfügigen Beweis der Existenz der Tiere; später fand ich solche nur noch in einer halben gegerbten Haut bei einem Riemer und in einer Büchse konservierten Dugongfleisches in einer Delikatessenhandlung; die Provenienz war nicht zu erheben und zünftige Dugongfischer konnten mir nicht zugeführt werden. Im Queensland Museum standen zwei ausgestopfte Exemplare australischer Dugongs und in den Vorräten zeigte mir der Leiter des Institutes Herr De Vis eine Menge von unvollständigen Skeletten — Köpfe, Rippen, Extremitäten usw. zu Haufen geordnet, die für den Tauschverkehr bestimmt waren; aber selbst das einzige aufgestellte Skelett war unvollständig und aus den Knochen verschiedener Individuen zusammengesetzt. Die Präparate stammten aus Schenkungen, die von den verschiedensten Küstenstrichen Queenslands zusammengekommen waren. Mit der Erwerbung lebender Dugongs hatte der Kurator nie zu tun gehabt und verwies mich diesbezüglich an den Fischereiinspektor. Über die Fangaussichten äusserte sich Herr Heussler so reserviert, dass ich nicht umhin konnte, das amtliche Schreiben des Staatssekretärs hervorzusuchen und den oft gelesenen und für mich massgebend gewesenen Inhalt wieder und wieder zu lesen: „With regard to the question of dugong fishing generally, the Inspector of Fisheries reports that very little has been done in this line in Queensland during the last year, as, although the supply is plentiful during the season in Moreton Bay, there is but little sale for the oil — Dalton, Under Secretary“. Das Schreiben nahm zwar wieder Bezug auf den nicht anwesenden Fischereiinspektor, klang aber doch so versichernd, dass ich beschloss, die mir bis zur Rückkehr dieses Funktionärs bleibenden 14 Tage nach Kräften in touristischer Weise auszunützen und mich vorläufig nicht mit unnützen Zweifeln abzuquälen.

Dazu bot Brisbane mehr als genug des Interessanten. Wie alle australischen Städte zeigt auch diese den amerikanischen Habitus, der durch die rasche Gründung, vorübergehende Niederlassung der Bevölkerung, die Billigkeit des Bodens und durch das Klima bedingt ist: breite gute Strassen mit elektrischem Licht und schnellgehenden Fahrgelegenheiten, einen grossen Hafen mit langen Kais, ein auf der Höhe der Zeit stehendes Zeitungswesen; zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen, Kirchen, Banken, Schulen, Museen und Geschäftshäuser und was sonst noch zu den Lebensbedingungen jener dichtbevölkerten Städte gehört, die kaum ein halb Jahrhundert bestehend, alle Errungenschaften unseres älteren Städtewesens in sich aufgenommen haben, ohne sich mit deren Ballast von Schwerfälligkeiten und Mängeln

zu beladen. Land und Stadt haben keine Geschichte und daher Pietät für alte Bauwerke, Strassenzüge und Monumente und keine Anhänglichkeiten an Gebräuche, Erinnerungen und sonstige kleine Besonderheiten, die beinahe jedes europäische Städtchen aufzuweisen hat. Die Kolonien sind stets Ausbeutungsobjekt. Der poetisch angehauchte Ausruf „über das grosse Wasser zu ziehen, um sich eine neue Heimat zu gründen“, gilt hier nur für den Ackerbauer und diejenigen, die es daheim zu nichts bringen; aber das ackerbautreibende Element ist in verschwindender Minderzahl gegen die kommerziellen und industriellen Kreise. Was sich in den Städten zusammendrängt, will Reichtümer erwerben durch Gold, Wolle oder Handel, um das Leben in England im Wohlstande zu vollenden. Wenn es auch Familien gibt, aus denen zwei oder mehr Generationen draussen geblieben sind — das letzte Ziel, auf das unablässig hingearbeitet wird, bleibt doch die europäische Heimat; in Australien — Queensland ist vielleicht der für Kolonisten geeignetste Teil dieses Kontinentes — schafft man, aber man bleibt nicht. So finden wir Städte emporblühen, die eigentlich nur dem Handel, den Beziehungen zwischen Urproduzenten und der Kaufmannschaft ihren Ursprung verdanken. Sie sind diesem Interesse allein angepasst und leisten in praktischer Beziehung alles nur Erdenkenswertes. Auch in Brisbane, das als Muster solcher Städte hingestellt werden kann, verläuft das ganze Menschengetriebe unter dem Leitgedanken „Business is business“ und „time is money“. Im Zentrum arbeitet man; dort stehen die reichen Banken, Kaufhäuser, Regierungsgebäude und Hotels. In der Peripherie wohnt man; wie man intensiv arbeitet, so wünscht man auch ungestörte Ruhe. Weniger das Huhn im Topfe als die private Abgeschlossenheit ist allgemeines Begehren. So entsteht um das Zentrum der Stadt ein breiter Gürtel isolierter kleiner Häuser, der durch keine natürlichen Grenzen behindert ist; weil solche fehlen, konstruiert man sie. Zur Stadt Brisbane gehört alles, was innerhalb eines Kreises von fünf Meilen Radius liegt. Die City nimmt davon allerdings den kleinsten Teil, etwa zwei und eine halbe Quadratmeile, ein, alles übrige sind Suburbs oder Vorstädte; immerhin stehen den 119.000 Einwohnern mehr als 120 Quadratmeilen zur Verfügung, so dass jeder die ersehnte Bewegungsfreiheit in luxuriösem Masse geniessen kann. Dazu gehören noch bequeme Verkehrsmittel: ein einheitlich nach den Windrichtungen angelegtes, meist rechtwinklig geteiltes Strassennetz und billige Tramways. Die City hat sieben Längs- und sechs Querstrassen. Erstere tragen weibliche, letztere männliche Namen: Elizabeth-, Charlotte- Ann-Street Eduard-, Albert-, Williams-Street usw. Dadurch

wird eine Orientierung ungemein leicht gemacht und der Besucher findet sich schon nach wenigen Tagen mit einer Sicherheit zurecht, die in gleich grossen Städten daheim erst ein sorgfältiges Studium der Situation voraussetzt. Eine so überaus praktische Anordnung ist auch ein unerlässliches Erfordernis für eine so weit ausgelegte Stadt, in der sich der Verkehr fast der gesamten Bevölkerung auf ein zentrales Viertel für einige Tagesstunden zusammendrängt. In der City beginnt es erst um 9 Uhr lebendig zu werden. Fast mit einem Schlage flutet der Menschenstrom in die bisher verlassenenen Strassen. Tramway, Omnibus, Eisenbahnen, sowie Einzelfuhrwerke wetteifern bei der Beförderung der Menschenmassen, die kurz darauf die Trottoirs entlang eilen und die Geschäftsläden, Offices usw. besetzen. An den Strassenkreuzungen entwickelt sich ein beängstigendes Gedränge. Zeitungsjungen rufen ihre Blätter, die Peny'-buskutscher ihre Stationen aus und leichte Reiter sprengen hier und dort über das harte Pflaster. Hierzulande reitet man viel, billig und schonungslos; ein kurzer Kanter ist die gewöhnlich eingehaltene Gangart; für Trab hat man kaum ein Verständnis. Selbst die Gymnasiasten kommen oft viele Meilen weit jeden Morgen auf ihren flinken Pferden zur Schule.

Das bewegte Strassenleben hält fast in gleicher Stärke bis zum Geschäftsschlusse an. Nach 5 Uhr beginnt der allgemeine Exodus und zur Dinnerzeit ist die City wieder so stille wie eine kleine Landstadt. Die Menschen haben sich in die Wohnorte, die Vorstädte zurückgezogen, deren schütterere Häuserblöcke die City in breitem Gürtel umlagern. Der Anblick von Brisbane aus der Vogelperspektive ist durchaus nicht so reizlos, wie man aus ihrer Anlage und Bauart schliessen möchte. Besteigt man einen der die Stadt umgebenden Hügel, so bietet sich eine schöne Fernsicht dar. Im Osten blinkt das Meer herüber, das in gerader Linie etwa 14 Meilen entfernt ist. Von ihm verfolgt man den geschlängelten Lauf des Brisbanefflusses bis zum Herzen der Stadt, deren weite Gefilde sich zu Füssen des Fremden ausdehnen. Von einem Häusermeer ist allerdings nicht die Rede. Die Häuser sind so dünn über das grosse Areal verstreut, dass ihre Zusammengehörigkeit zu einer Stadt kaum angenommen werden kann. Zwischen ihnen liegen grosse Strecken bewaldeten oder grünen Landes, das von schnurgeraden Strassen durchschnitten wird. Erst ganz ferne leuchtet die dichte Häusermasse der eigentlichen City mit ihren Kirchtürmen und Fabrik-schornsteinen herüber. Um malerisch zu sein, fehlt der Umgebung Brisbanes bloss die Variabilität des Pflanzenwuchses der gemässigten Zone. Von den vielen Ziergärten abgesehen, in denen Palmen, Nadelhölzer und Laubbäume im bunten Wechsel

gepflegt werden, findet man nur eintönige Eucalyptusbestände, die gegen die Strassen und Wege von dichten Lanthanahecken umsäumt sind. Sieht man diese Wälder in der Zeit der Trockenheit oder nach andauernden Dürren, so macht der graslose, mit raschelndem Laub bedeckte Boden des frucht- und blütenlosen Haines einen sehr traurigen Eindruck. Gleich neben dem Kulturzentrum atmet man die Monotonie der australischen Buschwildnis.

Sowie im Grundrisse ist auch die Bauart der Häuser uniform. Die Regierungsgebäude und die Paläste einiger Banken, die ihre Kapitalkraft dokumentieren wollen, sind solide Ziegel- und Steinbauten mit mehr oder minder luxuriöser Ausführung und billigem Geschmacke. Sonst aber trifft man nur Holzkonstruktion. Selbst die grossen Hotels haben nur Ziegelvorbauten; von der Hofseite her offenbart sich uns ein simpler Fachbau, der um so enttäuschender wirkt, je mehr die Strassenseite verziert ist. Alle Wohnhäuser, auch die der wohlhabendsten Familien, sind aus Holz mit Zinkblechbekleidung versehen. Solidere Bauten sind wegen der terrorisierenden Haltung der Arbeiterschaft so teuer, dass die Ausführung solcher die schwersten pekuniären Opfer verlangt. Amortisation ist bei der fluktuierenden Einwohnerschaft nicht rationell; auch leisten sie kaum bessere Dienste als die Holzbaracken, die nur vor Regen, nicht aber vor Kälte zu schützen haben. Der Hausboden besteht aus einem Balkenrost, der zum Schutze vor den weissen Ameisen, auf niederen Blöcken ruht. Eine Küche und drei bis vier Gelasse genügen den Anforderungen der Wohnparteien, die den grössten Teil des Jahres auf der breiten Veranda zubringen. Ein Wellblechwassertank nimmt das Regenwasser auf, und eine kleine Anpflanzung von Pfeffer- oder Feigenbäumen und einigen Rizinusstauden schliesst das Patrizierhaus gegen aussen ab. Ästhetische Momente zu erwägen, kommt dabei niemanden in den Sinn; eine andere Schönheit als die der Zweckmässigkeit kennen diese Bauten nicht.

Diese Anspruchlosigkeit, in Verbindung mit der isolierten Lage und Gleichmässigkeit der Häuser, der steinigen Bodenbeschaffenheit und den schattenlosen Bäumen, veranlassen den Touristen, sich bald wieder dem grosstädtischen Leben der City zuzuwenden, die er per Bahn, Electric-Car oder Omnibus aufs bequemste erreichen kann. Der Fahrpreis ist wie der der Zeitungen nach der kleinsten gangbaren Münze zugeschnitten. Die lange Fahrt auf dem Omnibus kostet ebenso 1 Penny — daher Pennybus — wie die Benutzung der Tramway durch eine Strecke, die man nach Stunden anzugeben hätte. Überschreitet man aber wirklich eine Zone, so wird einem ruhig eine andere Pennykarte

ausgefolgt, ohne dass er auf sich das Omen eines Defraudanten nehmen müsste. Wer ohne Billet getroffen wird, bezahlt ein solches. Man versuche nicht, den Kondukteur durch ein Trinkgeld zu korrumpieren. Ein kurzes, unbeschreiblich geringschätzig höfliches Lächeln — „no, thanks“ und man ist von dem biederem Gebrauche geheilt. Nicht minder einfach ist der Verkehr auf der Eisenbahn, auf der es niemandem einfallen könnte, den Schaffner mit überflüssigen Fragen zu traktieren, Sonderwünsche aufzustellen, ein ihm nicht zugehöriges Coupé zu benutzen, oder sich je dabei ertappen zu lassen, einen falschen Zug zu besteigen. Ist jemandem der Trubel und die Berührung mit der demokratischen Mitwelt nicht angenehm — und demokratisch sind sie alle — so stehen ihm die teuren Handsoms und Viktorias zur Verfügung, die ihn ebenso leicht an das Ziel seines Ausfluges bringen. Alles wickelt sich schnell, ruhig und einfach ab. Man eilt ohne viel Aufenthalt seines Weges dahin, den vorübergehenden Bekannten oder auch Höherstehenden nur mit einer kurzen Berührung des Hutes grüssend. Wie auf der Strasse, so lebt man auch im Geschäfte nur seinem Zwecke, gleichgültig, ob man bei einem Rechtsanwalt, in einer Wechselstube oder einem Fruchtladen vorspricht. Man grüsst kaum beim Kommen und Gehen und ein deutliches „keinen weiteren Auftrag?“ des Verkäufers schneidet jedes unnötige Verweilen ab. Der Direktor oder der Manager einer Gesellschaft empfängt nur nach vorheriger Anmeldung und möglichst kurz; wendet sich das Gespräch aussergeschäftlichen Dingen zu, so entledigt er sich seines Besuches geschickt und unerbittlich oder, wenn besondere Gründe im Spiele sind, wird man zu einen Drink an der Bar eingeladen. Man beginnt die Arbeit um 9 Uhr und schliesst sie um 5 Uhr; man genießt eine Menge kirchlicher und staatlicher Feiertage und dazu noch viele Bank- und Halfholidays; die der Arbeit gehörige Zeit darf aber nur dieser zugewendet werden. Sie zu unterbrechen, ist kaum das Mittagessen imstande, das meist durch einen kurzen Besuch an der Bar erledigt wird. Diese Konzentrierung ist um so nötiger, als die langen Ruhepausen durchaus nicht nur der Bequemlichkeit des einzelnen entsprechen. Bei der auch im Winter warmen und im Sommer sehr hohen Temperatur ist ein solches Vorgehen schon durch das Klima geboten, wenn man seine Leistungsfähigkeit dauernd erhalten will. Zur Unterstützung dieser Bestrebungen sollen die Queensländer, so behauptet man vielfach, stark dem Alkoholgenusse frönen. Ich muss gestehen, dass ich während meines ganzen Aufenthaltes in Australien eine hohe Wertschätzung geistiger Getränke gefunden habe; sie schien mir aber, zusammengehalten mit unseren Trinkersitten, nicht sehr übertrieben. Der Durchschnittsmensch begiesst Freud und

Leid, Hitze und Kälte, den Anfang und Ausgang eines Geschäftes, die Abreise und die Ankunft, die Geburt und den Tod eines Angehörigen, den Morgen und den Abend ohne Unterschied der Nationalität und der Erdhälften gewöhnlich mit Alkohol, und ich wüsste nicht, dass zwischen Triestiner, Hamburger oder Brisbaner Matrosen ein Unterschied in der Alkoholgier herauszubringen wäre. Ausnahmen gibt es hier wie dort; als Muster nach dieser Richtung gelten die deutschen Bauern Australiens, die ihrer Enthaltbarkeit ihren vielgeseideten Reichtum verdanken. Gewiss ist Queensland nicht schlechter daran als die übrigen Staaten des fünften Erdteiles, wie die Statistik beweist. Wenn Australien auch nicht zu den am meisten alkoholkonsumierenden Ländern gehört, so geben schliesslich die Australier den starken Gebrauch desselben freimütig zu. Darauf weisen die zahlreichen Gesetzesbestimmungen, die den Alkoholgenuss einschränken sollen, und die Lebhaftigkeit der Temperenzbewegung hin; auch das Wahlprogramm der Frauen für das Bundesparlament der australischen Staaten hat das Trinkerunwesen als zweiten Hauptpunkt enthalten: dass man einen guten Teil mehr trinkt als nötig zu sein scheint, geht daraus zur Genüge hervor; aber nicht Queensland, sondern Westaustralien geht voran. Nach den Aufstellungen von Rowntree und Sherwell kommen im erstgenannten Staate 1.07 Gallonen, im letztgenannten aber 2.32 Gallonen absoluter Alkohol per Jahr auf jeden Einwohner. Da die gleichen Ziffern für Deutschland 2.08 Gallonen betragen, so ergibt sich für Queensland kein besonderer Vorrang. Zu seinen Ungunsten spricht weniger das Quante als das Quale, mit dem man vorlieb nimmt. Was dort als Drink gewöhnlich verzapft wird, ist unerreicht an miserablen Eigenschaften. Viel ist daran wohl der Anspruch der Konsumenten schuld, von denen die Mehrzahl etwas „Scharfes“ wünscht, ein Fluidum, das die Kehle hinabgeht wie Feuer, oder um im Slang zu reden „like a crab with open claws“. Damit teilen aber die Queensländer nur den englischen Geschmack. So wenig ein Durchschnittsengländer für die feine Blume des Rheinweines oder die Güte unserer Biere zu haben sein wird, so wenig verstehen wir den Hang nach akuter Vergiftung, den die schweren Getränke nach sich ziehen, die der Engländer liebt. An der Peripherie der Kultur der Weissen, an der Australien liegt, werden die Getränke nur noch schlechter, alkoholreicher; man vereinigt ja sogar von den Trebern gebrannten Schnaps mit den ohnehin starken Weinen, um ihm jene Schärfe zu geben, die vom Publikum verlangt wird. Dass die Verwüstungen, die das andauernde Schnapstrinken nach sich zieht, überall mit erschreckender Deutlichkeit hervortreten, ist selbstverständlich; man kennt aber das

Übel und sucht ihm so viel als möglich zu steuern, teils durch private Hilfe, teils durch Gesetzeskraft. Auch sucht man den Schein wenigstens insofern zu wahren, dass man das Trinken nicht poetisch verherrlicht, sondern möglichst unbeachtet abzutun trachtet. Die Fenster des Bars sind mit Lack- und Goldornamenten ganz bedeckt und die Eingangstüren mit spanischen Wänden verstellt. Trunkenheit an sich ist strafbar; wer sich durch schwankenden Gang verdächtig macht, „intoxicated“ zu sein scheint, riskiert die Arretierung. Freilich kann man dabei oft im Zweifel sein, wer der Schuldige ist. Bei der ganz unglaublichen Verachtung, die man der Polizei entgegenbringt, darf sich der Wächter des Gesetzes absolut nicht an seinem Opfer vergreifen oder ihn nur festhalten wollen. Eine ganze Reihe von Zuschauern geht mit, kritischen Auges das Benehmen des Polizisten überwachend.

Übrigens liegen in den angeführten Beispielen nur Eigentümlichkeiten, die jede englische oder amerikanische Stadt mehr oder weniger aufweist und die den Fremden geradeso auffallen, wie die staunenswerte Schwindelreklame, die von Quacksalbern, Dentisten, Droguisten, Hand- und Gesichtswahrsagern getrieben werden darf. Sie sind offenkundig bei den grossen amerikanischen Medizinfirmen in die Lehre gegangen, haben aber zu wenig Witz, ihnen nur im geringsten zu folgen; so wird aus dem Posaunenrufen kraftvoll unternehmender Köpfe ein ungemein kleinliches Drehorgel-Wimmern nach einem Bettelpfennig. Wir bestaunen bei den berüchtigten amerikanischen Naturdoktoren, Gedankenlesern, Somatotherapisten, Magnetopathen, Phenopathisten, Vibrationisten, Venopathisten und wie sonst alle diese Quacksalber oder „Quackies“ heissen mögen, die scheinbar so sachgemässe, finanziell häufig tief durchdachte, gewiss rationell zu nennende Wertung und Ausnutzung des im Menschen steckenden Dranges nach dem Mystischen, Übersinnlichen und Widersinnigen. Es handelt sich bei diesen Leuten nur um die Erfassung eines psychologischen Problems. Oder können wir unsere Beachtung einem Still, wenn auch nur im schlechten Sinne, versagen, der es durch ein leichtes Gefackel mit wenigen Sätzen dahin brachte, dass man seiner „Wissenschaft“ heute in Nordamerika fast mehr Interesse von seiten der Massen entgegenbringt als etwa einer Präsidentenwahl? Er erklärt den Menschen für eine Maschine, seine Knochen für Maschinenbestandteile und das Zurechtmassieren verschobener Knochen als den Urgrund aller Krankheitsheilung! Wie gross muss die Suggestivkraft des Schusters Francis Schlatter gewesen sein, der bloss die Taschentücher zu besprechen hatte, um per Post Heilung zu senden. Sein Anhang

war so stark, dass endlich die Post kaum mehr die Taschentuchsendungen bewältigen konnte. Auf eine solche Spekulation, die in Amerika fast täglich aus dem Boden schießt, scheint noch kein australischer Quackie verfallen zu sein; wenigstens ist es bisher keinem gelungen, die Berühmtheit oder den Nimbus seiner überseeischen Kollegen auch nur annähernd zu erreichen. Von dem Zug ins Grosse, der bei den Amerikanern imponiert, sehen wir hier gar nichts. Der Sydney- oder Brisbanequackdoktor muss sich mit einigen längst verbrauchten Brocken abfinden. Er preist an Heilmittel nur für die Lungen, solche nur für die Nieren usw. oder verkauft Tränke, welche erläutern, befreien, verdecken, vertreiben was und wo man nur wünscht. Wie kläglich albern ist folgende Annonce:

„Mrs. Leonidas Iphigenia Brown ladet den gesamten Clerus von Wellington, und zwar Methoisten wie Wesleyaner freundlichst ein, sie zu einer beliebigen Stunde nach 7 Uhr abends zu besuchen, um im Vereine mit ihr zu Gott ein Dankgebet für die wunderbaren Heilkräfte emporzusenden, mit denen er sie in seiner unendlichen Güte ausgestattet hat. Des weiteren ist die Genannte bereit, sich ins Gefängnis setzen zu lassen, wenn ihre „Asthma Cure“ nicht jeden Fall heilt.

Gez. Mrs. L. I. Brown.“

Wir, mit unseren Naturheilkünstlern, haben, wie schon gesagt, zwar wenig Anlass, den Engländern diesbezügliche Vorwürfe zu machen; wenn wir aber die Schädigungen betrachten, die der Börse wie der Gesundheit des einzelnen durch diese Parasiten des öffentlichen Lebens zugefügt werden, so weiss man nicht, was mehr unsere Verwunderung erregt: die bis zu so lächerlichen Extremen gehaltene Achtung des freien Wortes oder den Mut, mit dem solch betäubender Humbug einem so hoch entwickelten Volke geboten werden darf, wie den Australiern. Aber die Geschäfte scheinen ihren Mann zu nähren.

Ich möchte auch annehmen, dass diese Erscheinungen ebensowenig einen Masstab für das allgemeine Bildungsniveau abgeben können, wie etwa die literarischen Produkte, welche in den Buchhandlungen feilgeboten werden. Das Unheil, das die Monatshefte, die „Monthly Reviews“, über die englische Belletristik gebracht haben, ist genügsam bekannt; hier schillert die Unterwertigkeit dieser Presserzeugnisse in den krassesten Farben. „Lady papers“ nennt man diese traurigen Produkte geistloser Skribler, die hier in Masse auf den Markt geworfen werden. Sie übertreffen sich gegenseitig an Plattheiten und riechen nach der Leimung schlecht zusammengefügter „Anlehnungen“. Das Titelblatt verschweigt wohlweislich den Schöpfer dieser Novels,

Stories und Fancies; „by the author of“ . . . heisst es gewöhnlich, und darunter „Colonial Edition.“

Einer besonderen Erwähnung sind auch die öffentlichen Andachtsübungen wert, denen man überall begegnet. Die Sektierer sind bei einem Volke, in dem jeder das Recht hat, die heilige Schrift auszulegen, ganz selbstverständliche Erscheinungen. In Brisbane blühen jedoch die Gründungen neuer Religionsgenossenschaften mit einer Üppigkeit, die beinahe die erbaulichen Zustände amerikanischer Eiferer in den Schatten stellen. Da die Kopfzahl gleichgesinnter Frommer aber nicht so gross sein kann, wie in den Unionstaaten, so fehlt ihnen zumeist jegliche öffentliche Bedeutung und sie lassen sich als niedliche psychologische Phänomene bequem betrachten. Ein Mangel an kirchlichen Einrichtungen ist in Brisbane kaum zu finden. Auf 119.000 Einwohner kommen 10 Episcopal-, 5 Wesleyaner-, 6 Baptisten-, 5 Kongregational-, 1 Bibel-Christen-, 1 Lutherische-, 7 Presbyterianer-, 3 Primitiv-Methodisten-, 1 Vereinigte Methodist-, 4 Katholische Kirchen und Kapellen sowie eine Neukirche, 1 Skandinavische Kirche und eine jüdische Synagoge — nach gewöhnlichem Dafürhalten — ziemlich genügend für die religiösen Bedürfnisse auch eines sehr fromm veranlagten Volkes. Ein kleiner Spaziergang durch die belebtesten Hauptstrassen an einem Samstag Abend belehrt uns des Gegenteils.

Gleich nach Sonnenuntergang ziehen die Bataillone der Heilsarmee auf. Als die Bewegung neu war, bot sie unfreiwilligen Anlass zu allerlei Streitigkeiten und Belustigungen. Seitdem man sich an ihren Anblick gewöhnt hat, ist beinahe alles Interesse erloschen und man verhält sich den possenhaft heuchlerischen Demonstrationen wahrer Rechtgläubigkeit gegenüber ziemlich ablehnend oder wenigstens teilnahmslos, oder man überhäuft die Institution mit ganz absurden Anschuldigungen. Mag auch der ganze Pomp und die fortwährenden flammenden Gegenüberstellungen von einstiger Schlechtigkeit und nunmehriger Läuterung abtossend empfunden werden, so darf man andererseits die Vorteile und den Nutzen nicht verkennen, den die Heilsarmee namentlich in den Hafenstädten stiftet, in denen die zweifelhaftesten Elemente aus aller Herren Länder zusammengetrieben werden. Die Heilsarmee ist durch und durch demokratisch; sie wünscht nur die Arbeiter und keine „Toffs“, keine Mitglieder aus den sogenannten höheren Gesellschaftsschichten. Dadurch ist ein Element gegeben, das der allmählichen Entartung der Stiftung entgegenarbeitet. Durch sie wird ein ziemlich beträchtlicher Hemmschuh für unklare Beglückungspläne der Arbeiterschaft, die sich in den Ketten eines masslosen Sozialismus befindet, hingestellt, und sie nimmt sich jener Verkommenen

an, mit denen sich niemand, selbst nicht die Sicherheitsbehörden abmühen wollen. Jeden Morgen erscheinen die Soldaten der Heilsarmee bei den Polizeiamtern und versuchen dort eine Seele zu retten. Sie übernehmen die aufgegriffenen Vaganten, Dirnen und Säufer und suchen sie zu überreden, mit ihnen zu gehen. Häufig genug werden sie mit den rohesten Beschimpfungen abgewiesen — ebenso oft aber reussieren sie. Sie waschen, kleiden und füttern Novizen und wenn es ihnen auch nicht gelingt, einen Gewohnheitstrinker von seinem Laster abzubringen, so halten sie ihn doch kürzere oder längere Zeit ab, neuerdings zu exzedieren.

Wenn die Heilsarmee unter dem Schall ihrer Blechinstrumente und Rauche ihrer Fackeln abgezogen ist, kommen die anderen Sekten. Da ist eine kleine Gesellschaft, der die englische Hochkirche so wenig genügt, dass sie den Drang nicht verbergen kann, sie zu korrigieren. Ein Mann schiebt ein kleines Harmonium vor sich her und stellt es an der Strassenecke auf. Die vier bis sechs Gläubigen beginnen abwechselnd, ebenso ergreifend wie qualvoll zu spielen und fromme Lieder zu singen, sowie Gottes Liebe zu preisen. An der anderen Ecke ist ein zweites Harmonium mit einer Schar aufgefahren, die unter der Flagge eines „Brisbane City Mission“ in gleichem Masse sich geltend zu machen sucht. Noch während der geräuschvollen Vorstellung beider Glaubensvereinigungen kommt ein alter Mann herbei, stellt mitten in der Nebenstrasse eine moderne Azetylenlampe auf, einen Predigerschemmel daneben und beginnt mit dröhnender Stimme und nicht ohne Witz für die Enthaltsamkeit im Trinken einzutreten. Sein Organ übertönt beide quieckenden Harmonien. Sein Gasbehälter ist gross und frisch gefüllt, lässt also eine lange Rede befürchten und ich wende meine Aufmerksamkeit einer anderen Gruppe zu, die eine noch grössere Azetylenlampe hat und mit viel Eifer Seelen aus der glaubenlosen Menschheit herauszufischen versucht. Es sind die „Young Christians“. Ihre Lehre trieft von der Vereinigung gottesfürchtiger Frömmigkeit mit menschlicher Liebe; sie haben vielleicht deshalb die meisten Zuhörer. Etwa 30 Männer und Weiber umstehen sie und suchen den Wortschwall zu enträtseln, während von ihnen kaum zehn Meter entfernt ein halb Wahnsinniger die allgemeine Vernichtung predigt. Mit der starren Miene eines geisteskranken Fanatikers weist er auf die beiden Worte, die seine rote Laterne enthält, hin: „Where?“, „Eternity“. Er schreit von Sünde und Ende und lallt mit vor Erregung stolpernder Stimme über unsere Blindheit, Verderbtheit, Genussucht und unausbleibliche Verdammnis in blutrünstigen Schreckensbildern. Die Auflösung in der Ewigkeit ist das Glück; unser

Leben nur verachtenswerter Schein. Er hält ein und sammelt Münzen; er wartet also noch auf das Glück. In Rufweite tost der reale Menschenstrom der Grosstadt vorüber und die hellerleuchteten Tramcars sausen durch den Haufen von Schwärmeru und Betrügern; vom Hafen herauf erdröhnt die Sirene eines mächtigen Ozeanfahrs . . .

Ähnliche Gegensätze treten uns auch sonst häufig gegenüber; die auffälligsten liegen in den politischen Verhältnissen. Als Teil eines monarchischen Staatengebildes ist die Kolonie seit jeher monarchisch verwaltet gewesen. Der Königstoast ist der erste, und als der Herzog von York zur Zeit meiner Anwesenheit in Brisbane auf seiner Australientour diese Stadt besuchte, wurden ihm überall die prunkvollsten Loyalitätsbezeugungen entgegengebracht. Im Volke macht sich trotzdem ein tief republikanischer Zug bemerkbar. Ich weiss nicht, ob es wahr ist, dass die Bewegung, welche im Jahre 1901 zum Zusammenritte aller Kolonien zu dem jetzigen australischen Staatenbunde, dem Commonwealth, führte, beinahe in eine totale Losreissung vom Mutterlande ausgeartet wäre. Das geschah zwar nicht; aber die Australier und speziell die Queensländer treue Untertanen des Königs zu nennen, wäre vielleicht kaum angebracht. Den Queensländern darf die königliche Flagge nur bei der Stellungnahme gegen andere Nationen und nur so lange gezeigt werden, als sie nicht ihre Privatinteressen stört. Für sie liegt auch ein besonderer Grund vor, weniger loyal zu sein. Wenn man zeitgenössischen Berichten glauben darf, so haben sie unter allen Kolonien am schwersten um ihre Existenz zu ringen gehabt. Sie haben bis zu ihrer Erhebung zur unabhängigen Kolonie im Jahre 1859 am meisten unter der Willkür, Grausamkeit, dem Starrsinn und der Unfähigkeit der damaligen Vertreter der königlichen Gewalt gelitten. Die noch vielfach verleugnete Abneigung gegen diese blickt an allen Ecken und Enden hervor; sie ist wenigstens zum grossen Teile auf den Nachklang ehemaliger Regierungskünste zurückzuführen. Heute ist von Königtum und Herrschergewalt, so sehr das englische Volk auch konservativ sein mag — hier kaum viel zu merken. Selbst der so zäh festgehaltene Londoner Formenkram wirft nur mehr seine letzten Strahlen. Der Gouverneur hat mit dem Gouvernement kaum etwas zu schaffen. Er ist ein Beamter wie viele andere und steht als Luxusgegenstand neben, durchaus nicht über der gesetzgebenden Körperschaft. Er ist der Stellvertreter des Königs, der den Vorsitz führt und der gewisse Akten zu signieren, niemals aber zu beeinflussen hat. Ihr Inhalt und ihre Bedeutung wird von der selbstgewählten Regierung aller Bewohner des Staates — Brisbane repräsentiert deren ein Fünftel

— bestimmt. Der Gouverneur bewohnt ein schönes Haus in dem schönsten Park des Landes, den Botanical Gardens; aber so wie seine Wohnstätte von der Metropole isoliert ist, so fremd steht er dem Volksleben gegenüber. Eine gegenseitige würdige Beachtung bildet den Kern der notwendigen Beziehungen.

Das Land ist gross und für seine kleine Bevölkerung mit Reichtümern gesegnet. Es herrscht ein gewisser allgemeiner Wohlstand; auch der faulste Arbeiter hat seine Chops und Schnäpse und der fleissige muss es zu einem Vermögen bringen, wenn ihn nicht Unglücksfälle treffen. Zahlt man seine Abgaben und befolgt die wenigen Gesetze, so kann jeder tun und lassen, was er will. Platz ist für alle, aber kein Raum für feudalistische Ideen. Mit persönlicher Bekanntschaft des Gouverneurs zu prunken, der kaum weniger Titel führt wie europäische Fürstlichkeiten, verfängt hier nicht. „Well“ — „ich kenne ihn nicht; soll ein netter Mann sein“ ist die zu erwartende Antwort.

Echt republikanisch ist auch das Vermeiden äusseren Scheines bei hoch und nieder. Der Staatssekretär führt seinen Besuch ohne Zeremoniell zur gewöhnlichen Bar, und der Premierminister und Schatzmeister Honorable Robert Philp, einer der reichsten Männer des Staates und gewiss einer der feinsten Köpfe, die ich jemals kennen zu lernen das Vergnügen hatte, wies die ihm einmal angebotene Baronetswürde zurück, geht zu Fusse im Strassenanzuge aus dem Ministerrate zum Bahnhofe und ist Mister Philp für jedermann. Ähnlich verhalten sich alle einflussreichen Persönlichkeiten. Der damalige Acting Premier Mr. Rutledge hatte mich am zweiten Tage meiner Ankunft zum Besuche eines neuen Baggers eingeladen, den die Parlamentsmitglieder zu besichtigen hatten. Weder Ton noch Gebärde verriet, dass in der Versammlung Leute anwesend waren, denen Ländereien von der Grösse eines beliebigen österreichischen Kronlandes gehörten oder deren kommerzielle Beziehungen einen sehr beachtenswerten Faktor im Welthandel bildeten. Neben den echten Businessmen sah man ernste Farmer mit groben, knochigen Arbeitshänden und wohlgenährte Arbeiter; Führer, die im ruhigen Gespräch miteinander verkehrten. Ein alter Tasmaniamann, der als Viehzüchter reich geworden war und mit seiner niederen Abstammung von einem Bauern etwas koquettierte, erzählte mir, wie gut sich in Queensland leben lasse; nur seien schon zu viele Gesetze da, welche die alte Freiheit erdrückten; nächst ihr wäre die Arbeiterfrage als Hauptsorge zu nennen. Er hatte damit ein Thema berührt, das dermalen zu den aktuellsten in ganz Australien gehörte.

Der Kampf, der sich zwischen Arbeit und Kapital entwickelt hat, hat eine beispiellose Heftigkeit und eine Ausdehnung gewonnen, die an den Grundfesten des Staates rüttelt.

Schon bei dem Betreten australischen Bodens in Fremantle hat man Gelegenheit, sich über Nonchalance der Hafenarbeiter zu wundern, die jeden Dampfer ruhig liegen lassen, wenn er an einem Samstage mittags eintrifft. Besondere Eile, Postabfertigung, Überzahlungen sind keine Entschuldigung. Je mehr man Einblick in diese Verhältnisse gewinnt, umso mehr erstaunt man über die Kostbarkeit mechanischer Arbeitskraft. Wenn man die Organisation der englischen Arbeiterschaft als Ideal sozialistischer Gesellschaftsordnung hinstellt, so ist diejenige des australischen und speziell die der Queensländer geradezu hors de concours. Es ist eine Union, die Labourparty, entstanden, deren Vertretung im Parlamente Oberhand gewonnen hat. Unter allerlei Vorwänden werden kolossale Löhne vorgeschrieben, die oft für die einfachsten Handlangerdienste 5—8 fl. per Kopf und Tag ausmachen. Die Leute lassen keinen Arbeiter anderer Nationalität ihrem allmächtigem Bunde beitreten und haben es durchgesetzt, dass keine Unterbietungen durch billige gelbe oder schwarze Arbeiter erfolgen. Die Einwanderung Farbiger ist verboten worden. Den Ruf nach einem „White Australia“, Australien den Weissen, will man der Allgemeinheit der Bewohner aufdrängen; im Wesen dient er nur den Zwecken der Arbeiter. Zu ihren elementaren Bedürfnissen gehören dreimal täglich Fleischmahlzeiten und viel Ruhe. Wenn die unglaublichen Forderungen der Arbeiter selbst in den ersten Zeitungen beleuchtet und kritisiert werden sollen, so leitet man die Artikel mit einer Vorsicht, Zartheit und Komplimentierung ein, die durchaus nichts mehr Englisches an sich hat. Alles das haben sie durch die vorteilhafte Ausnützung des konstanten Mangels an Arbeitskräften zu erringen verstanden, der bei der kleinen Bevölkerung und der grossen Produktionsmasse entsteht. Sie sind der Urheber der viel beklagten Teuerung geworden, die in Realitätenverkehre vorhanden ist. Die öffentlichen Bauten, die Eisenbahnen usw. verschlingen wegen der künstlich hochgehaltenen Lohnansprüche Unsummen; viele private industrielle Unternehmungen können ihretwillen überhaupt nicht in Angriff genommen werden. Sie haben sich nicht zu einem nützlichen Gliede, sondern zu Parasiten des Staates entwickelt, deren masslose Überhebung selbst die kapitalistischen Kreise in England in Atem hält. Es ist zu einem verbitterten Ringen gekommen, dessen Folgen heute noch niemand absehen kann, und das nur durch die höhere Intelligenz der Arbeitgeber wie der Regierungskreise zugunsten des Zivilisationsfortschrittes geführt wird. Man wird den leitenden Faktoren in diesem Staatshaushalte die Bewunderung nicht versagen können, die mit dieser störrigen und starken Vereinigung immer noch fertig zu werden wissen, ohne

die bequemen Hilfsmittel einer Polizeigewalt oder gar Militärmacht zur Verfügung zu haben.

Soweit die Bewegung zu einer Hebung der materiellen Lage der Arbeiterschaft und zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen beiträgt, wäre sie gewiss nur zu begrüßen, insofern sie die Möglichkeit des Emporarbeitens bietet, von dem die Arbeiter unserer überbevölkerten Staaten grossenteils ausgeschlossen sind. Den Eindruck, den ich aber gleich bei meinem ersten Aufenthalte in Brisbane gewann, konnte ich auch bei meinen späteren Reisen im Inneren nicht loswerden: es wird alles Erungene dem Dämon Alkohol geopfert. Weder im Westen bei den Schafscherern, noch an der Küste bei den Holzfällern, noch in den Häfen bei den Verladern sind mir in aufsteigender Entwicklung befindliche Arbeiter untergekommen. Meist sah ich wüste Säufer, die an die Gesellschaftsordnung die lächerlichsten Forderungen stellen und alles durch die Gurgel jagen, was sie erpressen. Sowie der erste Beamte im Staate nur „Mister“ sein soll, so ist der jüngste Zeitungsboy schon „Mister“ und „Gentleman of course“, dessen Titelsucht die wunderbarsten Auswüchse zeitigt. So kommt es, dass der Schiffsreeder selbst dem Laufburschen nie einen Befehl erteilt, ohne die Redensart „will you“ anzuschliessen. Die Diener des naturhistorischen Museums in Brisbane sind nicht etwa Handlanger, Tagwerker usw., sondern „Officers“. Eine Instruktion ist in den Sälen angeschlagen, die den „Officer“ N. N. anweist, wann er abzustauben, wann er Wasser zu tragen hat. Darunter ist keiner, der mehr könnte, als Handlangerdienste leisten.

Besondere Fertigkeiten und handwerksmässiges Wissen wird verhältnismässig selten verlangt. Industrielle Etablissements gibt es in Brisbane nur ganz wenige: einige Fleischkonserven- und Schuhfabriken und Bierbrauereien. Was sonst nicht dem Handel oder dem höchst unbedeutenden Kleingewerbe angehört, wird alles den verschiedenen Disziplinen der Hafenarbeit zugezählt.

Der Hafen bildet eine Fabrikstadt für sich. Er besteht, wie erwähnt, aus der Mündung des Brisbaneflusses und erreicht erst 25 Meilen von dessen Mündung sein Landende. Durch diese Länge bietet er bequeme Lokalitäten für die Anlage von Ladekaien, deren es etwa 30 gibt, die sich an beiden Flussufern dahinziehen. Ihre volle Ausnützung haben sie erst in den letzten zehn Jahren erreicht. Vor diesem Zeitraum war der Fluss so seicht und ausserdem durch eine an seiner Mündung befindliche Sandbarre so verlegt, dass nur flach gehende Schiffe bis zur Stadt vordringen konnten. Die ersten Versuche, das Flussbett zu vertiefen, wurden durch die grosse Flut im Jahre

1893 zu einem kläglichen Ende geführt. Der Brisbaneriver erhielt im Oberlaufe durch plötzliche enorme Regengüsse eine solche Wassermasse zugeführt, dass er nicht nur alle Anlagen am Ufer zerstörte, sondern die in seinem Grunde ausgehobenen Kanäle und Einschnitte fast ganz versandete. Damals waren selbst die kleinen Küstendampfer von der Zufahrt ausgeschlossen, und die Existenz Brisbanes als Hafenstadt aufs ernstlichste bedroht. Durch die unvermutet geäußerte Unverlässlichkeit des Flusses, der seit Menschengedenken ohne wesentliche Störungen in seinem Bette geblieben war, aufgerüttelt, verliess man die frühere Methode halber Massregeln und schuf ein Baggersystem, das an Grossartigkeit nur von wenigen gleichartigen Unternehmungen übertroffen wird; die Fahrstrasse wird auf eine Tiefe von 22 Fuss bei Ebbzeit ausgehoben und die in Tätigkeit befindlichen Riesenbagger arbeiten mit Leichtigkeit der regulären Versandung entgegen. Der Flussboden, grösstenteils Schlamm und Sand, wird durch Pumpen aufgesaugt und durch schwimmende Rohrleitungen seitlich im Flusse wieder niedergelassen. Von der Grösse der benutzten Maschinen und ihren enormen Kosten konnte ich mich durch den Besuch des grössten und neuesten Baggers „Samson“ überzeugen, der eben bei meiner Ankunft in Brisbane von der Regierung übernommen wurde.

Der von Lindon Bates in England erbaute Bagger hat die Gestalt eines Ozeandampfers von 240 Fuss Länge, 2340 Tonnen Gewicht und 10 Fuss Tiefgang. Er beherbergt kräftige Maschinen, welche vier Schneidewellen zur Auflockerung des Flussbodens antreiben, zwei grosse Pumpen, die das Baggermaterial ansaugen, heben und nach dem Ablagerungsort drücken und gesonderte Dreifachexpansionsmaschinen zum Antreiben zweier Schrauben. Mit allen Nebenmaschinen werden 5000 ind. Pferdekkräfte verbraucht. Kontraktmässig sollten per Stunde 5000 Kubikyard Sand oder weicher blauer Lehm gehoben werden. Man arbeitet so, dass das Schiff an einer Bugankerkerke sich gegen den Strom aufwindet und dabei den Kanal von der verlangten Tiefe — etwa 20 Fuss — in den Sandbänken ausgräbt. Bei dem ersten Versuche, der nahe der Stadt, gegenüber Lug-gage Point unternommen wurde, gelang es, in 55 Minuten 6900 Kubikyard reinen Sand abzutragen. Dabei arbeitete der Bagger aber mit Aasnutzung aller Mittel. Die Bewegungen der Dampfmaschinen waren so heftig, dass der ganze Schiffskörper erzitterte und in Schwingungen geriet — die grosse Maschinenkraft soll auch Anlass zu einer sehr leichten, nachgiebigen Konstruktion des Rumpfes gewesen sein. Auf Deck stehend, erhielt man so starke Stösse, dass man die Instrumente kaum rubig ablesen konnte. Aus den Dichtungen piff der Dampf, die Pumpen

sausten und brumnten, die Signalsirenen heulten gellend und durchdringend; dazu hörte man das Ausrufen der Tiefenmesser zwischenhinein und, als sich der Fortgang der Arbeit nicht schnell genug abwickelte, liess man beide Schiffsschrauben an, die mit voller Kraft den Bagger nach vorwärts schoben. Der schwarze Qualm aus den Schornsteinen verdoppelte seine Masse und der ganze Bau schien in seinen Fugen erschüttert zu werden; man glaubte sich in einem Höllenkessel, dessen Eindruck nur durch eine Explosion hätte vergrössert werden können.

Leider entsprach der Effekt schon damals nicht dem vielen Lärm. Man konnte nicht übersehen, dass zu günstige Versuchsbedingungen gewählt worden waren: loser Sand in einem fast stromlosen Arm, kurze, nicht gekrümmte Rohrleitung, die das gehobene Material wieder in den Einschnitt fallen liess, bestes Wetter, Nichteinhaltung einer geraden Kanallinie usw. Es war eine Schauproduktion, die keinen Begriff von der wirklichen Tagesleistung gab. Gleich damals sah man unter den Mitgliedern der Versammlung lange Gesichter, wenn sie an die Anschaffungssumme dachten. Der Bagger wurde zwar übernommen, zugleich aber auch eine Bewegung eingeleitet, die zur endlichen Ausserdienststellung der kostbaren Maschine führte. In Wahrheit leistete sie kaum den zehnten Teil der vereinbarten Arbeit und wurde namentlich dadurch unrationell, dass das gesamte von den Sandschneidern ausgehobene Material an Masse nur für eine der beiden Pumpen genügen konnte; eine Pumpe mit 1600 Pferdekraften lief leer mit!

In Brisbane ist man sonach heute noch gezwungen, mit den bereits vorhandenen, wenn auch weniger wirksamen Baggern dem grossartig angelegten Plan der Hafenregulierung in einem etwas langsameren Tempo nachzugehen. Wenn die Schifffahrt auch durch die engen Windungen des Flusses noch behindert ist, so bietet letzterer gerade durch diese Eigentümlichkeit einen anziehenden Anblick. Die beabsichtigte Entfernung vorspringender Landzungen und damit herbeigeführte Streckung des Flusses wird ein rascheres Gefälle, eine geringere Versandung, gewiss aber auch eine Eintönigkeit der Szenerie nach sich ziehen. Sie wird in einem Lande, wo nicht viel Abwechslung im Landschaftscharakter zu finden ist, umso tiefer empfunden werden, als der Fluss neben dem botanischen Garten und der Moretonbay eigentlich die einzigen Erholungsorte für die Städter bildet.

Der botanische Garten entspricht einer geschmackvollen und glücklichen Vereinigung allgemeiner und spezieller Zwecke. Für den Wissensdurstigen üben seine Zusammenstellungen heimischer Gewächse, sowie eine kleine Menagerie eine besondere Anziehung aus. Aber auch prosaischeren Zielen nachstrebende

Besucher finden ihre Rechnung in der künstlerischen Anlage des Parkes, seiner reizenden Umsäumung durch die felsigen Flussufer, den Ausblick auf die Stadt und, last not least, durch das Vorhandensein eines Restaurants nach Wiener Muster. Man kann dort seine Mahlzeiten einnehmen, ohne den orthodoxen Beigaben englischer Speiseordnung sklavisch folgen zu müssen; der lebhaft Besuch beweist jedenfalls, dass auch Engländer die Vorzüge einer deutschen Küche zu würdigen wissen, und man geniesst dort den für englische Städte ganz seltenen Anblick, Leute nach gehabter Mahlzeit in Behaglichkeit ihren Kaffee schlürfen oder ihre Zigarre rauchen zu sehen.

Der Pflanzenwuchs ist bei dem warmen Klima und der künstlichen Zufuhr von Wasser ungemein üppig. Palmen nehmen den Vorrang ein; sie sind in grosser Zahl und ganz prachtvollen Exemplaren vorhanden. Neben ihnen hohe Araukarien, wilde Feigenbäume, die Damarfichte, Bohnen- und Pfefferbäume und ein reiche Auswahl von technischen wie Medizinalpflanzen in bunter Abwechslung. Bambus gedeiht in einer Schönheit und Höhe wie auf Java. In einem eigenen Schattenhause sind viele krautartige Pflanzen der nördlichen Urwälder untergebracht, aus denen zahlreiche Schlinggewächse und riesenhafte Farne besonders hervorstechen. Ein eigentümlicher Farn wird hier gezeigt, der auf vielen Eukalypten parasitierend in gewissen Gegenden sehr häufig gefunden wird und der für die Queensländer fast eine ebenso hieraldische Bedeutung hat als das Känguru für den ganzen Kontinent. Es ist der Staghorn oder Hornfarn, der seinen Namen von der hirschgeweiheförmigen Gestalt seiner grossen, oft fusslangen Blätter herleitet. Überhaupt sind die Farne in vielen Arten gezüchtet, da in Queensland dreiviertel aller in Australien bekannten Farne vorkommen.

In den luftigen und freistehenden Käfigen werden Kängurus, Wallabies, einige Geier und Adler, in allen Farben prangende Schmucktauben, Kakadus und ein Emupaar gehalten. Auch findet man hier den grossen Königsreiher oder Laughing Jakass, der wegen seiner Vorliebe für Schlangen in hohem Ansehen ist und deshalb gesetzlich geschützt wird. Mr. Mac Mahon, der Kurator des Gartens, zeigte mir auch einen kleinen versumpften Teich, in dem vor Jahren einige Exemplare des Lungenfisches, *Ceratodus*, ausgesetzt worden waren, die er noch darinnen glaubte, ohne sie aber demonstrieren zu können. Meine Zumutung, dass die Tiere dem Eifer jugendlicher Sammler zum Opfer gefallen sein mögen, wies er mit dem Bemerken zurück, dass bei der aufstrebenden Jugend kein besonderes Interesse für naturwissenschaftliche Dinge vorhanden sei. Was Schule und sonstige Beschäftigung an Zeit übrig lassen, gehöre vornehmlich

den verschiedenen Zweigen des Sports, von denen Segeln und Fischen am meisten betrieben würden. Durch den grossen Fluss und die Nähe der Bai ist ein natürlicher Anlass hierzu gegeben. Die fischreichen Gewässer der letzteren und ihre zahlreichen Inseln üben selbstverständlich eine Hauptanziehungskraft aus; sie sind aber trotzdem viel seltener von Vergnügungspartien besucht, als meist geglaubt wird, weil die Unverlässlichkeit des Wetters, die ziemliche Entfernung und der Mangel jeglicher Verpflegung für viele doch abschreckend wirken.

Unter den verschiedenartigen Eindrücken, die mir die Besichtigung der Stadt, die kleinen Ausflüge in die Umgebung von Brisbane und an die Küste darboten, war die erste Woche meines Aufenthaltes rasch vergangen und es rückte die Zeit des Eintreffens meines lang erwarteten Gewährsmannes heran. Ich hatte mittlerweile Gelegenheit gefunden, mich dem kaiserlich deutschen Konsul, Herrn von Ploennies, vorzustellen und ihn sehr bald als einen wirklichen Freund kennen und schätzen zu lernen. Obwohl ich an ihn keine direkten Einführungen besass, bewies er mir gleich von Anfang an ein bestechend lebenswürdiges Entgegenkommen und zeigte mir eine so wirksame Unterstützung meiner Bestrebungen, dass ich nicht umhin kann, ihm an dieser Stelle nochmals meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Sollte er jemals diese Zeilen lesen, so muss ich fürchten, dass er sie bei seinem schlichten und wortkargen Wesen ablehnen wird. Indessen kann ich ganz unmöglich seine selbstlose Opferwilligkeit stillschweigend übergehen, die er mir nicht nur in frohen Tagen zusicherte, sondern auch in Zeiten auf das tatkräftigste bewies, in denen alles schief zu gehen drohte. Zunächst sprang er mir mit vielen und vor allen mit exakten Auskünften bei, verschaffte mir einen Freipass für alle Bahnen des Staates und begann mit mir eine Besuchstour bei den massgebenden Persönlichkeiten der Queensländer Regierung.

Durch seinen Einfluss, und wie ich nicht unerwähnt lassen darf, dank der Empfehlungen des Londoner auswärtigen Amtes, behandelte man mich auch von dieser Seite auf das zuvorkommendste. Als dritter Moment für die gute Aufnahme, die mir zuteil wurde, ist noch die Stimmung in Betracht zu ziehen, die der deutsche Naturforscher Professor Semon im Lande erzeugt hatte; er war sechs Jahre vor mir in Queensland gewesen, hatte dort fast zwei Jahre im Busch am Burnettriver gelebt und es verstanden, überall das beste Andenken zu hinterlassen. So sah man in mir nicht den durch üble Vorbilder belasteten unersättlichen Sammler, der die ihm zugestandenen Begünstigungen mit Rücksicht auf seine Nichtwiederkehr bis zum Äussersten missbraucht, auch nicht den verhassten „German“ und förderte mich nach Kräften.

Zunächst liess mir der Acting Premier Hon. Mr. Rutledge sogleich im Queenslandmuseum ein eigenes Zimmer zu meiner Benutzung anweisen, wo ich mein ziemlich umfangreiches Gepäck deponieren konnte. Man stellte mir an der Queens Wharf einen Platz für Umpackungen zur Verfügung und folgte mir einen General Permit, einen Erlaubnisschein zum Fange sämtlicher vom Gesetze geschützten Tiere aus. Der Chef des Departements für Ackerbau bemerkte, das derartige Bewilligungen sehr selten eingeholt würden, was bei der fortschreitenden Vernichtung nützlicher und seltener Tiere äusserst zu bedauern sei. Aus Mangel an Überwachungskräften seien die Schonungsgesetze nur schwer durchzuführen. Für wissenschaftliche Unternehmungen wird die fallweise Befreiung von der Gesetzesklausel niemals verweigert. Im allgemeinen kann ein jeder jagen und fangen, was er will. Beschränkungen ergeben sich nur für einige wenige Tiere wie z. B. Pelikan, Königsfischer usw. und für solche, die wirtschaftlich ausgebeutet werden, deren Fang daher der Besteuerung unterliegt. Ich hebe das besonders deshalb hervor, weil die Hatteriafangverbote Neuseelands, die Schultze so sehr hinderlich gewesen sind, eine gewisse Ängstlichkeit erzeugt haben. Auch lesen sich in Europa die in der würdigen englischen Gerichtssprache abgefassten Gesetzesparagrafen weit bedrohlicher, als sie in Wirklichkeit sind. Für den Dugong besteht die Vorschrift, dass er nur in der Saison gefangen werden dürfe, die dem australischen Winter entspricht. Tatsächlich gibt es keine Schonzeit; denn das Tier wird das ganze Jahr gefangen. Von der Behörde werden die dazu gehörigen Fischerlizenzen ausgestellt — sie ist also jedenfalls davon in Kenntnis gesetzt. Während meiner Anwesenheit in Queensland hat mich niemand um mein Generalpermit gefragt. Wenn ich es selbstverständlich als eine unumgängliche Pflicht wie auch als eine Sache des Taktes halte, die Zustimmung der Behörde einzuholen, so glaube ich doch, dass ein Sammler auch ohne diese Formalitäten oder Vorsichtsmassregeln unbehelligt seinen Arbeiten nachgehen könnte, so lange er die Lizenzgebühren zahlt.

Am 5. Mai konnte ich zum ersten Male mit dem Fischereinspektor Stevens konferieren. Seiner Ansicht nach war mein Vorhaben ziemlich leicht durchzuführen. Als Fangplatz schlug er die Moretonbay vor. Sein Plan war, mir auf eine bequeme und sichere Weise die Dugongs zu verschaffen, zu welchem Zwecke ich einen alten Dugongfischer für mich zu heuern gedachte, den ich mit mir nehmen und als den Führer einer kleinen Mannschaft anwerben wollte. Der Mann war aber kürzlich gestorben — ein ihm gleichwertiger nach Norden gegangen, um Schildkröten zu erbeuten. Stevens blieb nur noch ein er-

probter Dugongjäger, ein Schwarzer der Missionsstation Dunwich auf Stradbroke Island, kaum 40 Meilen von Brisbane, der unter ähnlichen Bedingungen in meine Dienste treten sollte. Die Aufnahme eines kleinen Dampfers wurde nicht zweckmässig befunden, sondern ein Segelkutter in Aussicht genommen, der abgesehen von der Billigkeit sich nicht nur für die im Flachwasser zu betreibende Jagd besser eignete, sondern dessen Miete sich aus den Rohprodukten bezahlt machen sollte. Ich selbst hatte dabei mit meinen Leuten im Zeltlager zu leben und mich auf zwei Monate mit Proviant zu versorgen, da von den Fanggründen kein regelmässiger Verkehr mit dem Festlande existierte. Die Vorschläge Mr. Stevens waren so klar, gesichert und einleuchtend, dass ich kaum eine bessere Abmachung hätte ausfindig machen können — vorausgesetzt, dass Dugongs in genügender Zahl in den bezeichneten Gewässern wirklich vorhanden waren. Darüber war nach seinem Dafürhalten kein Zweifel. Er sagte mir, dass zurzeit im Gegensatze zu seinen brieflichen Äusserungen, zwar kein Dugongfang betrieben werde, weil sich das Geschäft als nicht genügend rentabel gezeigt habe. Er glaubte aber meinen wiederholten und etwas skeptischen Anfragen und Einwendungen gegenüber eine solche Gewissheit vertreten zu können, dass mir eine schwere Besorgnis vom Herzen fiel. Die Verwendung von Eingeborenen fand ich als einen Vorteil; ich baute auf ihre viel gerühmte Geschicklichkeit im Wildstellen und konnte mit ihnen einmal in Berührung treten. Solange ich bisher auf australischem Boden weilte, hatte ich vergebens nach Schwarzen ausgespäht. In Fremantle hatte man mich nach dem Osten, in Sydney nach dem Norden verwiesen. Auch in Brisbane würde kein Weisser einen Nigger dulden, selbst wenn diesem die Arbeitsfähigkeit nicht abgehen würde. Hin und wieder wird einer sterbend eingebracht und ins Hospital aufgenommen. Die städtische Bevölkerung hält sich aber von den Schwarzen sorgfältigst abgesondert.

Ich versah mich nach den mir gegebenen Weisungen mit Salzfleisch, Mehl, Jagdzeug, Kleidern, Instrumenten und sonstigen Objekten, die mir im Lagerleben notwendig schienen, und segelte am Freitag den 10. Mai an Bord des zu meinen Diensten gestellten Regierungsdampfers „Albatros“ mit all meinen Habseligkeiten und Hoffnungen versehen, den Brisbaneriver hinunter der Moretonbay zu.

Sie ist ein flaches in Versandung begriffenes Seebecken von etwa 40 Meilen Länge und 17 Meilen Breite, das sich an der Küste entlang von Norden nach Süden zieht und der Mündung des Brisbanerivers vorgelagert ist. Gegen die Hochsee zu ist sie durch drei niedere Sandinseln — Bribie-, Moreton- und

Stradbroke-Island — abgeschlossen und steht mit ihr nur durch dazwischenlagerte Passagen in Verbindung, von denen jedoch die zwischen Festland und Stradbroke, sowie dieser und Morentoninsel für Seeschiffe nicht fahrbar sind. Als Verkehrsweg dient eine Strasse, die um das Nordende der Insel Moreton herumführt, so dass das ganze über 300 Quadratmeilen grosse Gebiet trotz der Nähe der Hauptstadt ganz verlassen ist. Von den Inseln trägt nur St. Helena ein Gefangenhaus und Stradbroke die freie Ansiedelung Dunwich. Dort sind versorgungsbedürftige Arme und ein Haufen Schwarzer mit Weibern, Kindern, Bastarden und einigen Weissen untergebracht, die sich auf Kosten der Eingeborenen erhalten lassen. Bei dem Mangel an Bodenertragnis und arbeitsfähigen wie arbeitswilligen Leuten muss die ganze Einwohnerschaft durch Proviantsendungen vom Lande her versorgt werden. Allmonatlich bringt ein Dampfer einmal eine Ladung Lebensmittel und unterhält den kleinen Postverkehr, durch den diese dem langsamen Absterben anheimgefallene Niederlassung mit der Welt zusammenhängt. Hin und wieder wird das Segel eines Fischers oder eines Austernzüchters sichtbar oder grosse Möven ziehen mit klagendem Rufe vom Meere heim. Sonst scheint alles Leben in der weiten Bai erloschen, in deren Frieden wir einzutreten eben im Begriffe standen. Alle übrigen Inseln, Eilande und Sande sind unbewohnt und dienen nur den Fischern als Nächtigungsstationen oder Piloten und Küstenwächtern zum dauernden Aufenthalt.

Neue Andriasreste aus den Tonen von Preschen bei Bilin.

Von Prof. Dr. Gustav C. Laube.

Im 2. Hefte des 1. Bandes der vom deutschen naturwissenschaftlich-medizinischen Vereine für Böhmen „Lotos“ 1897 herausgegebenen Abhandlungen habe ich das Bruchstück einer von einem grossen Urodelen stammenden Wirbelsäule beschrieben und abgebildet, welcher sich in den der böhmischen Braunkohlenformation zugehörnden plastischen Tonen von Preschen bei Bilin gefunden hatte. Die einzelnen Wirbelkörper erwiesen sich selbst bis in Einzelheiten mit jenen von Andrias übereinstimmend. Daher wies ich sie dieser UrodelenGattung zu, obwohl andere charakteristische Körperteile damals nicht vorhanden waren. Schwieriger erschien die Frage zu beantworten, ob man die vorliegenden Reste einer der beiden älteren bekannten Arten von

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Lotos - Zeitschrift fuer Naturwissenschaften](#)

Jahr/Year: 1909

Band/Volume: [57](#)

Autor(en)/Author(s): Dexler Hermann

Artikel/Article: [Australische Reisebriefe IV. 99-120](#)